



Sabine Hering (Hrsg.)

Was ist Soziale Arbeit?

Traditionen – Widersprüche – Wirkungen

Was ist Soziale Arbeit?

Sabine Hering (Hrsg.)

Was ist Soziale Arbeit?

Traditionen – Widersprüche – Wirkungen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2013 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0082-0 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-0343-2 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – <http://www.lehfeldtgraphic.de>
Umschlagbild: Fond 49 des Zentralen Staatsarchivs Sofia, Ministerium für soziale Politik (1944-1947); Privatbesitz Kristina Popova
Satz: Iris Törmer

Inhalt

Sabine Hering: Vorwort 7

Kapitel I: Warum entsteht Soziale Arbeit? Ideengeschichtliche Grundlagen

Sabine Hering: Einleitung 15

C. Wolfgang Müller: Klassengesellschaft und soziale Reform 19

Manfred Kappeler: Im Zeichen der ›Hilfe‹ – Normierungen, Widersprüche und Ambivalenzen der Sozialen Arbeit..... 31

Richard Münchmeier: Soziale Arbeit als Instrument der Sozialdisziplinierung 41

Sabine Hering: Soziale Arbeit als Frauenberuf 53

Kapitel II: Wie entsteht Soziale Arbeit? Organisationsgeschichtliche Grundlagen

Sabine Hering: Einleitung 71

Peter Hammerschmidt/Gerd Stecklina: Der Beitrag öffentlicher Organisationen zur Entstehung Sozialer Arbeit..... 75

Rudolph Bauer: Von der Liebestätigkeit zur Dienstleistung – Vom Verein zum Sozialunternehmen..... 91

Leonie Wagner: Soziale Arbeit und Soziale Bewegungen 105

Kapitel III: Wie entsteht Soziale Arbeit? Die Akteure

Sabine Hering: Einleitung 119

Christa Paulini: Soziale Arbeit als Beruf..... 121

Alexandra Engel: Soziale Arbeit als Ehrenamt 133

Kapitel IV: Was sind die theoretischen Fundamente der Sozialen Arbeit? Diskurgeschichtliche Grundlagen

Sabine Hering: Einleitung 145

Elke Kruse: Die Akademisierung der Profession Sozialer Arbeit 149

Bernd Dollinger: Sozialpädagogik und Erziehungswissenschaft:
Diskursverstrickungen und strategische Positionierungen 165

Kerstin Eilers: Sozialmedizin als Leitdisziplin Sozialer Arbeit 181

Cornelia Frey: Soziale Arbeit als praktische Systemtheorie..... 197

Silvia Staub-Bernasconi: Soziale Arbeit als (eine)
Menschenrechtsprofession..... 205

Ingrid Mieth: Empirische Forschung als Motor von Theorie und
Praxis der Sozialen Arbeit 219

Richard Huisinga: Soziale Arbeit im Spiegel aktueller
gesellschaftlicher Entwicklungen 241

Autoren 249

Vorwort

*Die Charitas wendet sich an den Einzelnen,
die soziale Hilfe an die besitzlose Klasse als
solche (Elisabeth Gnauck-Kühne)*

Die Antwort darauf, warum es wichtig ist, die im Titel dieses Buches gestellte Frage »Was ist Soziale Arbeit?« beantworten zu können, lautet: Es ist wichtig, weil vieles von dem, was Berufsanfänger/innen (und auch Fortgeschrittenen) im beruflichen Alltag passiert – und weil vieles von dem, was sie sehen und miterleben, nicht selbsterklärend ist. Es ist nicht logisch ableitbar, es entspricht keiner Systematik, vieles ist noch nicht mal in den Sozialgesetzbüchern nachlesbar. Meistens sind die mit den Arbeitsprozessen verbundenen Erfahrungen widersprüchlich, manche leben sogar von diesem Widerspruch, weil sie eng mit Ungleichzeitigkeiten und gegensätzlichen Interessen verbunden sind. Mehr als alle anderen Zugänge ermöglicht es der Blick in die Geschichte, diese Strukturen Sozialer Arbeit zu verstehen – und dieses Verständnis ist wiederum die Voraussetzung dafür, Soziale Arbeit erfolgreich zu praktizieren

Die in der Sozialen Arbeit hauptamtlich Tätigen müssen den Vorgaben ihres Arbeitgebers folgen, sie müssen aber auch die Bedürfnisse derjenigen erfüllen helfen, die selbst dazu nicht in der Lage sind. Nicht zuletzt müssen sie ›bei sich selbst sein‹, d.h. ihr Handeln muss ihren eigenen ethischen Idealen und den allgemein gültigen fachlichen Ansprüchen genüge leisten. Das ist nicht immer einfach. Weder die auf grundständige Praxis ausgerichteten Studiengänge, noch die verwissenschaftlichte Ausbildung (und schon gar nicht die spezialisierten Fort- und Weiterbildungsangebote) können die zukünftigen oder bereits im Beruf stehenden Professionellen vor Verunsicherung, Frust und Sinnverlusten schützen. Sie können sie – soweit möglich – nur mit einem gewissen Handwerkszeug ausstatten und ihnen theoretische Modelle vermitteln, welche einen kritischen Blick und ein differenziertes Verständnis ermöglichen.

Es ist wichtig zu begreifen, dass Widersprüche und Unsicherheiten konstitutive Elemente der Sozialen Arbeit sind – und dass dies von Anfang an so war, auch wenn sich viel gewandelt hat und weiter wandelt. Deshalb ist es bei der Erarbeitung dieses Bandes, der ja nicht zuletzt ein Lehrbuch sein soll, von besonderem Interesse gewesen, die einzelnen Themen nicht nur in ihren eigenen unmittelbaren Bezügen zu behandeln, sondern diese unter systematischen Aspekten in die größeren Zusammenhänge theoretisch einzuordnen. Um welche Aspekte geht es dabei?

Der Mangel an Logik und Reglement im System Sozialer Arbeit macht es notwendig, auf der einen Seite die *Traditionen* zu betrachten, aus denen sich die Strukturen entwickelt haben, weil nicht zuletzt der Blick in die Vergangenheit Aufklärung darüber liefert, warum die Bedingungen in der Sozialen Arbeit so sind wie sie sind. Gleichzeitig gilt es, mit den nicht aufhebbaren Widersprüchen zu leben – und zwar nicht resignativ, sondern optimistisch, weil *Widersprüche* stets zu aktuellen Analysen und neuen Problemlösungen herausfordern. Und last, but not least ist es von entscheidender Bedeutung, die Soziale Arbeit nicht an dem zu messen, wie sie sein sollte oder könnte, sondern an ihren *Wirkungen*, an dem, was sie auslöst, was sie verhindert und was für Veränderungen sie zu generieren in der Lage ist.

In diesem Buch werden sich die Antworten auf die Frage ›Was ist Soziale Arbeit‹ deshalb vorrangig auf die drei Aspekte »*Traditionen, Widersprüche und Wirkungen*« konzentrieren. Das Grundmuster der Beiträge folgt dabei zwar im Wesentlichen den historischen Entwicklungsprozessen, beschränkt sich aber nicht auf eine Schilderung der Abfolge von Gesetzgebungen, dem Aufbau und der Aufgaben von sozialen Organisationen, auch nicht auf die Darstellung von Einzelbiographien oder den Einsatz bestimmter Konzepte und Methoden in den verschiedenen Handlungsfeldern über die Epochen hinweg. In diesem Buch geht es vielmehr darum, im Rahmen übergeordneter Fragestellungen eine Reihe von Themen zu diskutieren, welche das Verständnis dessen, was Soziale Arbeit ist und wie ihre spezifischen Merkmale zu erkennen und zu deuten sind, zu erhellen helfen.

Die übergeordneten Fragestellungen gliedern sich in vier große Kapitel. Im ersten dieser vier Kapitel geht es um die Frage: »*Warum entsteht Soziale Arbeit?*« Die Überlegung, dass Soziale Arbeit deshalb entsteht, weil es Armut und Not in Teilen der Bevölkerung gibt, ist zwar grundsätzlich richtig, aber zu der Kenntnisnahme des Phänomens ›Armut und Not‹ gehört auch der Wille, daran etwas ändern zu wollen. Entweder, indem ganz grundsätzlich bessere Lebensbedingungen geschaffen werden, oder, indem man den einzelnen Notleidenden in jeweils angemessen erscheinender Weise Unterstützung gewährt – und das ist beides keine Selbstverständlichkeit. Es gab und es gibt noch immer Gesellschaften, in denen Soziale Arbeit für weitgehend überflüssig gehalten wird, weil Armut und Not entweder als ›gottgewollt‹ gelten, oder weil man befürchtet, durch materielle Unterstützung den Leistungswillen und die Anpassungsbereitschaft der Armen zu untergraben. Soziale Arbeit entsteht also deshalb, weil etwas – warum auch immer und wie auch immer – im Angesicht von Armut und Not getan werden soll, wenn Leben und Gesellschaft als selbst gestaltbar begriffen werden.

Ein wichtiges Motiv zum Einsatz Sozialer Arbeit war z.B. das schlechte Gewissen der Besitzenden, welche sich aufgerufen fühlten, durch soziale Reformen die Not der Besitzlosen zu lindern, oder – auf Seiten des Proleta-

riats – das Interesse, so wenig wie möglich Kampfgenossen durch Verelendung zu verlieren (vgl. den Beitrag von C. Wolfgang Müller). Ein weiteres wichtiges Motiv war der Wunsch der ›herrschenden Klasse‹, Normierungen vorzunehmen und Regeln durchzusetzen. Dafür war die Soziale Arbeit vor allem deshalb besonders geeignet, weil die Entscheidungen darüber, wer ›Hilfe‹ verdient hat oder nicht, bzw. wer von seinen biologischen Voraussetzungen her gefördert werden soll und wer nicht, sich als ausgezeichnetes Instrument der Segregation, d.h. der Auslese auf der einen Seite und der Exklusion auf der anderen Seite erwiesen hat (vgl. den Beitrag von Manfred Kappeler). In gleicher Weise wurde die Soziale Arbeit als überaus geeignete Strategie eingeschätzt, um zur Sozialdisziplinierung ›abweichender‹, verwahrloster und ›gefährlicher‹ Teile der Bevölkerung beizutragen. Vor allem die rigorosen Maßnahmen der Fürsorgeerziehung waren – neben Strafvollzug und Psychiatrie – in der Anfangszeit ebenso wirkungsvolle Maßnahmen zur Einschüchterung und Disziplinierung von ›Abweichlern‹ wie es heute beispielsweise die Reglements von Hartz IV sind (vgl. den Beitrag von Richard Münchmeier). Soziale Arbeit ist aber auch deshalb entstanden, weil die seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Aufbruch befindliche Frauenbewegung ein geeignetes Wirkungsfeld suchte und in der Sozialen Arbeit einen Bereich fand, der dringend der Modernisierung und Professionalisierung durch innovative Maßnahmen bedurfte, deren wirkungsvolle Umsetzung man sich von dem sozialreformerischen Flügel der Frauenbewegung erwartete (vgl. den Beitrag von Sabine Hering).

Aufbauend auf die Frage ›warum entsteht Soziale Arbeit‹, geht es im zweiten großen Kapitel des Buches um das Thema ›*wie entsteht Soziale Arbeit?*› Dabei wird der Blick zunächst auf die Makroebene gelenkt: auf den Staat als oberste Steuerungsinstanz und auf die ebenfalls wirkmächtige Zivilgesellschaft in Gestalt der großen Verbände und der Sozialen Bewegungen. Dass es in Deutschland nicht der Staat alleine war, der den sozialen Sektor gesteuert hat – und auch nicht alleine die kirchlichen und privaten Organisationen, sondern dass sich beide Seiten in einer gewissen Balance die Zuständigkeit dafür geteilt haben, ist ein nationales Spezifikum, dessen Bedeutung erst im internationalen Vergleich sichtbar wird. Obwohl sich im Laufe der Entwicklung die meisten Länder für den ›welfare mix‹ entschieden haben, gibt es durchaus Modelle, in denen die Verantwortung für die Versorgung von Hilfsbedürftigen bzw. die Regelung von sozialen Problemen nur beim Staat oder nur bei der Zivilgesellschaft liegen. In diesem Band wird ›der Staat‹ sowohl im Spektrum der unterschiedlichen kommunalen Programme als auch im Spiegel seiner Einflussmöglichkeiten als übergeordneter Gesetzgeber gewürdigt (vgl. der Beitrag von Peter Hammerschmidt und Gerd Stecklina). Eine besondere Bedeutung als Gegenspieler ebenso wie als Kooperationspartner des Staates haben in Deutschland die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege gehabt – und haben diese bis heute. Die bemerkens-

werten Einflussnahme dieser Verbände basiert zum einen auf der machtvollen Position der beiden großen christlichen Kirchen, aber auch auf der Stärke der Arbeiterbewegung, auf deren beider Kooperationsbereitschaft der Wohlfahrtsstaat angewiesen war und welche die große Zahl kleinerer Verbände durch stabile gesetzliche Grundlagen mitabgesichert haben (vgl. der Beitrag von Rudolph Bauer). Neben den Verbänden sind es vor allem die Sozialen Bewegungen gewesen, welche – weniger als Gegenspieler oder Kooperationspartner –, sondern in erster Linie als kritisch denkende Vorreiter neuer Modelle und Konzepte einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der Sozialen Arbeit in Deutschland gehabt haben (vgl. der Beitrag von Leonie Wagner).

Betrachtet man die Ebene der Akteure im Kapitel drei, so verläuft – parallel zur Balance zwischen Staat und Zivilgesellschaft – hier die Balance zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit seit Ende des 19. Jahrhunderts, welche eine – unterschiedlich gut organisierte – Verberuflichung nach sich zog, hat zu keiner Zeit die Ehrenamtlichkeit abgelöst oder ausgeschaltet. Die zahlenmäßig bis heute ansteigende Gruppe der Hauptamtlichen steht nach wie vor einer fast ebenso großen Gruppe Ehrenamtlicher gegenüber bzw. zur Seite – und dies nicht nur aus Gründen der Sparsamkeit, sondern auch deshalb, weil die aus der Vergangenheit erwachsenen Strukturen der Sozialen Arbeit die Charakteristika von Freiwilligkeit, Solidarität und nachbarschaftlicher Hilfe bis in die Gegenwart hinein übernommen haben (vgl. die Beiträge von Christa Paulini und Alexandra Engel).

Das vierte große Kapitel ist der Frage gewidmet, auf welche *theoretischen Grundlagen* die unterschiedlichen Ansätze und Konzepte der Sozialen Arbeit Bezug nehmen und welchen ideologisch/politischen Ausrichtungen sie sich damit zuordnen. Nicht zuletzt die enge Verbindung zwischen dem jeweiligen theoretischen Gerüst Sozialer Arbeit und den korrespondierenden ideologischen und politischen Absichten hat die Frage nach der ›Leitdisziplin‹ zu einem bis heute brisanten Streitthema gemacht. Besonders deutlich wird die politische Dimension bei den Themen ›Menschenrechtsprofession‹ (vgl. Staub-Bernasconi) und ›Sozialmedizin‹ (vgl. Eilers). Andere Modelle, die sich – mehr oder weniger ›ideologiefrei‹ – als Bindungen der Sozialen Arbeit an die Empirie (vgl. Miethe) oder an die Systemtheorie (vgl. Frey) präsentieren, werden im Angesicht der akademischen Positionskämpfe gerade aufgrund ihrer mangelnden disziplinären Profilbildung marginalisiert.

Deshalb werfen auch Versuche der Sozialen Arbeit, in Form einer ›Sozialarbeitswissenschaft‹ oder als Sozialpädagogik selbst zu einer wissenschaftlich anerkannten Disziplin zu werden (vgl. Kruse), die Frage auf, in welchem Verhältnis sie zur Erziehungswissenschaft stehen (vgl. Dollinger).

Der letzte Beitrag dieses Bandes, welcher die *Soziale Arbeit im Spiegel aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen* beleuchtet (vgl. Huisinga) verweist im

Zuge einer allgemeinen Betrachtung der Entwicklungstendenzen zu Beginn des 21. Jahrhunderts ebenfalls – wenn auch scheinbar losgelöst von der Frage nach den Leitdisziplinen im vorangegangenen Kapitel – auf diesen Topos: Die ökonomisch dominierten Marktlogiken, welche gegenwärtig auch zur Lösung sozialer Probleme zum Einsatz kommen, legen den Verdacht nahe, dass es ausgerechnet die Wirtschaftswissenschaften sein könnten, welche zukünftig die Position einer Leitdisziplin der Sozialen Arbeit besetzen.

Auf eine in Sammelbänden dem Vorwort üblicher Weise folgende Einleitung soll in diesem Fall verzichtet werden, weil jedes einzelne der vier großen Kapitel durch einen kommentierenden Text eingeleitet werden soll. Auch auf ein gemeinsames Literaturverzeichnis soll verzichtet werden, weil jeder der einzelnen Beiträge eine Fülle von Verweisen auf die jeweils einschlägige Literatur enthält.

Mein Dank gilt Marion Bloos und Iris Törmer, die dazu beigetragen haben, dass die Texte zusammengetragen und ›in Satz‹ gebracht wurden. Vor allem aber habe ich allen Autorinnen und Autoren zu danken, die sich verständnisvoll und geduldig auf teilweise lange Verhandlungsprozesse und viele Änderungswünsche eingelassen haben.

Potsdam, im Januar 2013
Sabine Hering

Kapitel I

Warum entsteht Soziale Arbeit?

Ideengeschichtliche Grundlagen

Einleitung

Sabine Hering

Sozialpolitische Antworten auf die Soziale Frage

Die ideengeschichtlichen Grundlagen der Sozialen Arbeit sind überaus vielfältiger Art und lassen sich mit den unterschiedlichsten ideologischen, politischen, religiösen und wirtschaftlichen Grundeinstellungen in Beziehung setzen: Soziale Arbeit als Produkt der Aufklärung, Soziale Arbeit als Ausdruck der ›Zedakah‹,¹ Soziale Arbeit als ›christliche Liebestätigkeit‹, Soziale Arbeit als Philanthropie, Soziale Arbeit als lebendiger Idealismus, Soziale Arbeit als ›Notpflaster für´s Volk‹ – um nur einige davon zu nennen. Allen diesen ideengeschichtlichen Spuren kann man nachgehen – jede für sich ist interessant und regt zu weitergehenden Überlegungen darüber an, was Soziale Arbeit eigentlich ist und warum sie in ihren verschiedenen Formen entstanden ist.

In diesem Band, in dem es nicht zuletzt um die Wirkungsgeschichte Sozialer Arbeit geht, sind vier Zugänge zu der Frage: Warum entsteht Soziale Arbeit? ausgewählt worden, die sich mit den übergeordneten Begriffen ›Reformmotive‹, ›Normierungsinteressen‹, ›Kontroll- und Disziplinierungsmotive‹ und ›Professionalisierungsinteressen‹ grob umreißen lassen.

Gemeinsamer Ausgangspunkt der vier Zugänge sind die sozialen Verhältnisse im 19. Jahrhundert und die Interessenlagen unterschiedlicher Organe und Gruppierungen im Angesicht von Landflucht, Industrialisierung mit Expansionen und Krisen, explosionsartigem Wachstum der Städte ohne soziale und hygienische Infrastruktur und daraus folgendem Massenelend – bei gleichzeitigem Anwachsen des Proletariats und einer sich schnell formierenden Arbeiterbewegung ebenso wie einer Frauenbewegung, die nicht nur für Bürgerrechte und Bildung, sondern auch für die Lösung der Sozialen Frage eingetreten ist.

Die dadurch umrissenen Verhältnisse und Interessenlagen entstanden im 19. Jahrhundert naturgemäß nicht ›neu‹, sondern waren aus den jeweiligen

1 Zedakah ist einer der Leitbegriffe jüdischer Sozialarbeit und bedeutet so viel wie ›soziale Gerechtigkeit‹.

Entwicklungslinien und Traditionen hervorgegangen.² Wenn trotzdem die Antworten auf die Frage ›Warum entsteht Soziale Arbeit?‹ vornehmlich auf die seit Mitte des 19. Jahrhunderts begonnenen Prozesse ausgerichtet werden, so vor allem deshalb, weil es um die – eben erst damals – zum Zuge gekommenen Anfänge einer ›modernisierten‹ Wohltätigkeit und Sozialpolitik geht, wie wir sie – mehr oder weniger – heute noch kennen. Genauer formuliert, müsste die Frage also heißen: Warum entsteht die ›moderne‹ Soziale Arbeit – und was haben die Verhältnisse und Interessenlagen im 19. Jahrhundert damit zu tun?

Geht man den Interessenlagen der Akteur/innen auf den Grund, durch welche diese ›Modernisierungsimpulse‹ vorangetrieben worden sind, so lassen sich vor allem drei Motive beschreiben:

- Das erste – auf Seiten der Obrigkeit³ bestimmende – Motiv ist *die Angst*, oder anders ausgedrückt: die Sorge um das Fortbestehen der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Angst begründete sich – nicht unberechtigter Weise – durch die Vision eines durch Massennot und Verelendung mobilisierten ›marodierenden Pöbels‹, oder – noch schlimmer – einer ständig weiter erstarkenden Arbeiterbewegung, welche, den Verheißungen des »Kommunistischen Manifests«⁴ folgend, gezielt den Umsturz im Staat anstrebte, um diesen durch eine »Diktatur des Proletariats« zu ersetzen.

Diese Ängste lösten – bezogen auf die Möglichkeiten einer entsprechend organisierten Sozialen Arbeit – den dringlichen Wunsch nach Kontrolle, Normierung und Sozialdisziplinierung aus. Es entstanden deshalb Gesetze, welche dafür sorgen sollten, dass Widerstand, ›Abwehlerturn‹ und mangelnder Gehorsam systematisch geahndet und unterdrückt wurden. Dass diese Gesetze nicht nur von obrigkeitlichen ›Abschreckungsorganen‹, sondern von Institutionen und Personen vollzogen wurden, welche der ›Fürsorge‹ für die Menschen dienen sollten (und wollten), machte die Abwehrstrategie gegen ›Ungehorsam‹ und ›Umstürzlerturn‹ zu einem ebenso gefährlichen wie nützlichen Instrument, welches bis in die Gegenwart hinein seine Wirkungen nicht verfehlt – wie in den Beiträgen von Manfred Kappeler und Richard Münchmeier nachzulesen ist.

2 Vgl. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg. Stuttgart 1980.

3 Warum hier der vage Begriff ›Obrigkeit‹ verwendet wird und nicht vom ›Staat‹ gesprochen wird, findet seine Erläuterung im zweiten Kapitel dieses Bandes.

4 Karl Marx/Friedrich Engels: Das Kommunistische Manifest erschien erstmals 1848 in England und wurde über Jahrzehnte hinweg zum zentralen ›Programm‹ der Arbeiterbewegung.

- Das zweite – vor allem auf Seiten der sozialen Bewegungen und der ›Kathedersozialisten‹⁵ im Vordergrund stehende Motiv – bestand aus einer Mischung von Schuldgefühlen und dem Bewusstsein sozialer Verantwortung. Es gab damals Gruppierungen innerhalb der ›besitzenden Klasse‹, welche die Einsicht gewonnen hatten, dass es nicht zufällig Reiche und Arme gibt, sondern dass die Reichen reich sind, *weil* die Armen arm sind. Sie wollten zwar keinen Umsturz der Gesellschaft (die ihnen so viele Vorteile gewährte) – und sie vermieden auch, der möglicherweise prekären Frage nach der sozialen Gerechtigkeit allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken, aber sie wollten das Leiden der Verelenden mindern, weil sie – persönlich oder als Repräsentant/in dieses Staates – diese Verelendung mitzuverantworten glaubten.
Die Reform der Sozialen Arbeit ging deshalb vor allem auf diese bürgerlichen Initiativen zurück, welche sich das Ziel gesteckt hatten, die diskriminierenden Formen der Armenpflege durch ein ›modernes‹ Wohlfahrtssystem zu ersetzen, welches nicht der Klientel selbst die Schuld an ihrer Not gibt – und welches nicht nur durch minimale Gaben, sondern durch professionelles Handeln die Lebensverhältnisse der Notleidenden verbessern sollte.
Dass es neben diesen Motiven der ›bürgerlichen Fraktion‹ der Sozialreformer/innen auch Motive auf Seiten der Sozialist/innen gegeben hat, welche sich um den Erhalt der Widerstandskräfte ihrer Genoss/innen sorgten, lässt sich in dem Beitrag von C. Wolfgang Müller nachlesen.
- Die Frage danach, warum es ab Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland eine ›modernisierte‹ Soziale Arbeit gegeben hat, lässt sich sicherlich nicht beantworten, wenn nicht die Motive der bürgerlichen Frauenbewegung mit in den Blick genommen werden, welche zu den ausschlaggebenden Motoren der Reformprozesse geworden sind. Das Interesse der Frauenbewegung daran, der zunehmenden Zahl junger bürgerlicher Frauen, die nicht mehr nur ›Hausfrau und Mutter‹ sein wollten, eine angemessene Tätigkeit bzw. eine berufliche Perspektive anbieten zu können, vermischte sich mit dem bereits in dem vorangegangenen Passus erwähnten Gefühl sozialer Verantwortung. Vehikel der Modernisierung wurde deshalb ›der soziale Frauenberuf‹, für welchen Ausbildungsstätten, Arbeitsfelder und Berufsverbände geschaffen wurden, die den Standards einer ›modernem‹ Wohlfahrtspflege entsprachen. In wieweit dieses Konzept aufgegangen ist – und welche Hindernisse überwunden und nicht überwunden werden konnten, lässt sich in dem Beitrag von Sabine Hering nachlesen.

5 ›Kathedersozialisten‹ wurden die linksgerichteten Intellektuellen der sozialen Reformbewegungen genannt.

Klassengesellschaft und soziale Reformen

C. Wolfgang Müller

*Über das Essen wird nicht in der
Küche entschieden (Bertolt Brecht)*

Die Erfahrung, dass ungebremschte Marktwirtschaft die Gesellschaft zunehmend in Besitzende und Besitzlose spaltet und den Besitzlosen verwehrt, ein Leben zu führen, das der Würde des Menschen entspricht, hat im 19. Jahrhundert in Deutschland zur Aktivierung vieler Menschen im Bildungs- und Funktionsbürgertum geführt, sich für soziale Reformen einzusetzen, um die ›soziale Frage‹ zu beantworten und den ›sozialen Frieden‹ in der Gesellschaft wieder herzustellen.

Ein Rückblick

Die Jahrzehnte nach der Reichsgründung (1871) hatten in Preußen und später im ganzen Reich zu einer raschen Entwicklung von Verkehr, Industrie und Handel geführt und gleichzeitig den zunehmenden Verfall feudaler und kleinbürgerlicher Landwirtschaft und städtischen Handwerks beschleunigt. Die Dampfkraft und später die Einführung der Elektrizität als Energiequelle, die Verfeinerung von Werkzeugmaschinen und anderen Produktionsmitteln und die Verdichtung des Verkehrsnetzes hatten die Industrie weitgehend unabhängig von ›natürlichen‹ Standorten gemacht, die über Wasserkraft verfügten oder an Wasserwegen lagen. Viele Produktionsstätten waren standortflexibel geworden und zwangen entwurzelte Bauern, Landarbeiter und Handwerker, der Konzentration des Kapitals zu folgen und ihre Arbeitskraft in den neuen industriellen Zentren zu Tagespreisen anzubieten. Stockungen im Investitionsfluss und Absatzkrisen schlugen voll auf die proletarisierten Familien durch, denen schon Marx und Engels eine ›erzwungene Familienlosigkeit‹ testiert hatte. Deutschland registrierte eine massenweise Wanderungsbewegung von Ost nach West und vom flachen Land in die Städte. Um 1900 lebte die Hälfte der deutschen Bevölkerung außerhalb ihrer Geburts- und Heimatgemeinde.

Wuppertal zum Beispiel war 1800 eine Kleinstadt mit 12 000 Einwohnern gewesen. Drei Generationen später hatte sich die Zahl der Bewohner verzehnfacht. Aber auch die Zahlen der Arbeitslosen lagen damals

auf einer bedrohlichen Höhe. Weil es im 19. Jahrhundert noch keine Arbeitslosenversicherung gab (sie wurde erst 1927 eingeführt) sind wir auf die Schätzungen von Historikern angewiesen. Sie rechnen für das Jahr 1850 mit 16 Prozent. Die Zahlen sind dann in den Gründerjahren, die mit den französischen Reparationszahlungen nach dem Krieg von 1870/71 zusammenhängen, auf 10 Prozent gesunken. Dabei muss man wissen, dass die Löhne für ungelernete Industriearbeit damals an der unteren Grenze des Existenzminimums einer proletarischen Familie lagen und das Heer der Arbeitslosen um die Kategorie der ›Armen trotz Arbeit‹ vergrößerten. Hinzu kamen die ungezählten Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen und die Saisonarbeiter im Hoch- und Tiefbau, die den Winter über keine Beschäftigung fanden.¹

Englische Vorläufer der Armenhilfe

England hatte schon früh, etwa zu Zeiten von William Shakespeare, Armen-gesetze erlassen. Sie legten die Verantwortung für das Überleben der besitz-losen Armen in die Hände ihrer Wohngemeinden. Um sich gegen ›arbeitsscheue Bettler‹ zu sichern, richteten sie ›Arbeitshäuser‹ ein. In sie wurden hilfeschene Männer eingewiesen, um ihren ›Arbeitswillen‹ durch unproduktive, entwürdigende Zwangsarbeit (Wergzupfen, Steine klopfen, Wasserräder drehen) auf die Probe zu stellen. Der deutsche Jurist Aschrott beschrieb die englische Situation um 1870 in seinem Buch über das englische Armenwesen so:

- »Die Erlangung der Unterstützung muß gewiss sein ... jedermann muß von der äusseren Not geschützt (sein).
- Die öffentliche Unterstützung muß beschränkt bleiben auf das Minimum dessen, was zum Lebensunterhalt unbedingt erforderlich ist.
- Mit der Unterstützung müssen für den Empfänger Nachteile verbunden sein, welche denjenigen veranlassen, soweit es in seinem Kräften steht, für seine Zukunft selbst Vorsorge zu treffen« (Aschrott 1886: 189).

In Deutschland hatten die Kommunen die Idee der Arbeitshäuser als abschreckende Maßnahme nur teilweise übernommen. 1905 gab es in Preußen lediglich 20 Landesarmenanstalten mit 2840 Insassen und 24 ›Korrektions-anstalten‹ mit 8048 Insassen. Angesichts der damaligen Massenarmut spielten sie keine Rolle. Sie waren wohl auch ›unproduktiv‹ geworden, ungelernete Industriearbeit sah inzwischen anders aus.

1 Diese und andere Detailinformationen über die Entwicklung der Sozialen Arbeit im 19. Jahrhundert verdanke ich dem ersten Band des 3-bändigen Oeuvres von Sachße und Tennstedt. Ich halte dieses Werk für die umfassendste, faktenreichste und gründlichste wissenschaftliche Rekonstruktion der Geschichte unserer Zunft.

Um die Lebensverhältnisse der städtischen Armen zu verbessern, hatte die Stadt Elberfeld 1852 das ›Elberfelder System der Armenhilfe‹ eingeführt. Es teilte die Stadt in überschaubare Unterbezirke auf, in denen jeweils ein ›ehrenamtlicher Helfer‹ für vier hilfeschuchende Familien zuständig war. Dieses ›Ehrenamt‹ war übrigens eine bürgerliche Pflicht wie das Schöffenamnt, die nicht verweigert werden durfte. Der Hausbesucher verschaffte sich ein Bild von der Familie, trug es auf einer Versammlung aller Hausbesucher vor und holte deren Zustimmung (oder Ablehnung) zu seinem Unterstützungsvorschlag ein. Die Hilfe bestand in der Regel in Naturalien für einen bestimmten begrenzten Zeitraum. Nur in Sonderfällen wurde Geld gegeben. Später, als die Zahl der Hilfeschuchenden sich vervielfachte, gingen Städte wie Straßburg zu einer Zentralisierung der Überprüfung von Hilfsbedürftigkeit über und legten die Entscheidung in die Hände von städtischen Beamten – als Vorläufer der Sozialarbeiter im Sozialamt und in den Arbeitsagenturen.

Neben der kommunalen Minimalhilfe gab es sowohl in England als auch in Deutschland die Wohlfahrtspflege von Kirchengemeinden und mildtätigen Vereinen. Sie streuten ihre Hilfe nach anderen, eigenen Grundsätzen und Gesichtspunkten aus und verließen sich auf eine sogenannte ›Komm-Struktur‹: Wer Hilfe wollte, der musste kommen und bitten. Von vielen Betroffenen wurde eine solche Regelung als demütigende Zumutung empfunden. Viele Männer verboten ihren Frauen, etwa die für sie zuständige Kirchengemeinde um Hilfe anzugehen.

Gegen diese im Grunde willkürliche Hilfe von Kirchen und anderen privaten Wohlfahrts-Vereinen regte sich sowohl in England als auch in Deutschland der Widerstand von Sozialreformern. Henrietta und Samuel Barnett, die Gründer des ersten englischen Universitäts-Settlements (nach 1873) fanden die neuen Formen der ›Bettelei‹ für die Hilfeschuchenden ebenso entehrend wie für die Helfer. Sie öffneten ihr Haus für eine Wohngemeinschaft aus Universitäts-Absolventen, die ihre Freizeit unentgeltlich zur Verfügung stellten, um die Infrastruktur der Kirchengemeinde zu verbessern, in der die Barnetts im Osten Londons, in der Nähe der Docks, tätig waren. Sie luden ihre Nachbarn zum Abendessen oder zu einer Gartenparty ein. Sie gründeten eine Gemäldegalerie und bestückten eine Leihbibliothek mit den Beständen aus ihrer eigenen Bücherei und mit Leihgaben. Sie richteten einen Kinderspielplatz ein und organisierten eine Art von Kinderlandverschickung. Sie gründeten einen Reisedienst und besuchten im Sommer mit Hunderten von Slumbewohnern das Festland, vor allem Italien, die Schweiz und Griechenland (Barnett 1909: 14; Barnett 1915: 96–106)

Die ›soziale Frage‹ und das ›schlechte Gewissen‹ der Begüterten

Auch in Deutschland, vor allem in Preußen, gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine zunehmend heftig geführte Diskussion über die ›soziale Frage‹, also über die Frage, wie die zunehmende Spaltung der Bevölkerung in ›Reiche‹ und ›Arme‹ (welche die einen als systemimmanente Klassengegensätze verdammt, die anderen als unvermeidliche Nebenwirkungen des industriellen Fortschritts billigend in Kauf nahmen), abzuschaffen oder doch zu dämpfen sei, um durch mehr soziale Gerechtigkeit den sozialen Frieden zu erhalten oder wieder herzustellen.

Zunächst einmal ging es darum, ein allgemeines Problembewusstsein zu schaffen und dem Jahrhundert alten Vorurteil entgegen zu wirken, alle die arm seien, wären selbst an ihrer Lage schuld. Dabei konnte die damals in der Entwicklung befindliche Bevölkerungswissenschaft, der Vorgänger der empirischen Sozialforschung, hilfreich sein. Auch hier waren die britischen Inseln Vorläufer. Horst Kern hat in seinem Lehrbuch über Empirische Sozialforschung auf die Geschichte der englischen *social surveys* zwischen 1830 und 1850 hingewiesen, welche unter anderem Karl Marx und Friedrich Engels, den Gründungsvätern der politischen Ökonomie und des historischen Materialismus, als empirische Grundlage für ihre ausgreifende Analyse des frühen Industriekapitalismus und seiner historischen Grundlagen gedient haben mögen. Horst Kern schreibt: »Mit einer erheblichen Zeitverzögerung gegenüber England begann in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland die ›industrielle Revolution‹ unter kapitalistischen Vorzeichen. Die strategischen Industrien – der Bergbau, die eisenschaffende Industrie, der Maschinenbau – entwickelten sich sprunghaft. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, in weniger als einer Generation vollzog sich dann die Umbildung zur kapitalistischen Industriegesellschaft. Mit dem Industriekapitalismus wurde aber auch die ›soziale Frage‹ zu dem politischen Problem der deutschen Gesellschaft. Wachsende Bevölkerungsgruppen gerieten in den Strudel des Lohnarbeiterdaseins – einer Lage, die durch große Existenzunsicherheit und Abhängigkeit gekennzeichnet war und die in jenen Industrien, die mehr und mehr auf die Methoden der industriellen Massenfertigung umschalteten, besonders bedrohliche Züge annahm. Andererseits begann die ausgebeutete Klasse der Lohnarbeiter sich aus ihrer Not heraus selbst zu organisieren und für bessere Lebensbedingungen zu kämpfen: Klassenkampf mit der Möglichkeit einer revolutionären Umwälzung. Die Reaktion des Bürgertums auf diese neue Lage war unterschiedlich, doch mehrten sich bald innerhalb des bürgerlichen Lagers Stimmen, die den ›nationalen Unfrieden‹ durch soziale Reformen abfangen wollten« (Kern 1982: 83 f.).

Im selben Jahr wie Horst Kern habe ich in meiner Methodengeschichte der Sozialen Arbeit den Werdegang einer wichtigen Frau bei der Durchsetzung deutscher Sozialreformen beschrieben: »Alice Salomon war einund-

zwanzig Jahre alt und nach eigener Bekundung ein ›nutzloses Wesen‹, als sie im Briefkasten ihrer Mutter die Einladung zur Gründungsversammlung der ›Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit‹ vorfand, die im Januar 1893 in dem Bürgersaal des Berliner Rathauses einberufen worden war. In dem Gründungsaufruf, den Berliner Honoratioren ... und ihre Ehefrauen unterschrieben hatten, wird mahndend davon gesprochen, daß der wirtschaftliche und kulturelle Notstand in weiten Kreisen der Bevölkerung eine zunehmende Verbitterung hervorrufe. An dieser Verbitterung trügen die Frauen und Mädchen gerade der ›besitzenden Stände‹ vielfach eine schwere Mitschuld, weil sie den Anschauungen und Empfindungen der ›unbemittelten Klassen‹ weder intellektuelles Verständnis noch persönliche Anteilnahme entgegenbrächten. Das solle nun anders werden. Die Unterzeichner und Unterzeichnerinnen betonen beredt, daß es sich hier nicht etwa um einen Akt weiblicher Emanzipation handele, sondern »lediglich darum, junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen«. Interessierte Frauen und Mädchen sollten die Möglichkeit erhalten, ehrenamtlich in Krippen, Kindergärten, Horten und Waisenhäusern, in Volksküchen und Krankenanstalten und in der persönlichen Fürsorge von hilfsbedürftigen Familien mitzuarbeiten. Die praktische Arbeit solle durch eine theoretische Ausbildung angeleitet werden« (Müller 1982: 135 f.).

Ich habe das Beispiel der professionellen Entwicklung von Alice Salomon gewählt, um am Beispiel dieser Tochter aus gutem, besitzbürgerlichem Berliner Haus einen Anstoß und eine Reaktionsweise zu illustrieren, die mir kennzeichnend für Teile einer jungen Generation von Mädchen und Frauen zu sein scheinen: Diese haben damals sehnsüchtig darauf gewartet haben, sich in irgend einer Form sozialer Hilfstätigkeit und Bildungsarbeit engagieren zu können, weil sie das schlechte Gewissen plagte, zu den ›Begüterten‹ und ›Gebildeten‹ zu gehören, während andere Not litten.

An einem anderen Beispiel habe ich dies ebenfalls zu illustrieren versucht: Zu Silvester des Jahres 1900 erschien das Buch »Das Jahrhundert des Kindes« von Ellen Key in schwedischer Sprache, ein paar Jahre später in gekürzter Form auf Deutsch. Es löste damals heftige Reaktionen aus. »Rainer Maria Rilke war begeistert: »freie Kinder zu schaffen wird die vornehmste Aufgabe dieses Jahrhunderts sein« merkte er an. Grämlich hingegen reagierte der Berliner Philosoph und Pädagoge Friedrich Paulsen. Er fand, es enthalte ein »Gemisch aus wohlmeinender Trivialität, schwungvoller Beredsamkeit, maßlosen Anklagen, kritikloser Kritik, unverdauten Lesefrüchten aus allen Modernen, dissoluter Dünkelei und Meinerei, mit Zwischenreden des gesunden Menschenverstandes«. Die 22 000 verkauften deutschen Exemplare seien durch die Hände aller Backfische Berlins gegangen. Insbesondere auch wegen der Forderung Ellen Keys, alle jungen Mädchen müssten eine von der Gesellschaft organisierte Dienstzeit in der Kinderpflege und der Kindererzie-

hung durchmachen, um ihren Aufgaben als Hausfrau und Mutter gewachsen zu sein« (Müller 2008, 11 f.).

Dora Peyser, eine Schülerin und spätere Mitarbeiterin von Alice Salomon, hat in ihren Erinnerungen festgehalten, dass auch sie bei ihrer ersten Begegnung mit den Müttern und Kindern einer ihr fremden sozialen Klasse so reagiert habe wie viele andere, gutherzige und wohlmeinende junge Frauen (und Männer). Auch: sie wollte so sein wie die ›Armen‹, sich so kleiden wie sie, so leben wie sie. Es hätte nicht viel gefehlt und sie hätte zuhause die Bilder von den Wänden genommen und die Teppiche aufgerollt (vgl. Müller 1982:139).

Alice Salomon ist bei dieser ersten, verständlichen Reaktion nicht stehen geblieben. Sie hat ihre Tätigkeit bei den Mädchen und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, die gewissermaßen der ›jugendbewegte Arm‹ der bürgerlichen Frauenbewegung vor dem Ersten Weltkrieg waren, zum Anlass genommen, als eine der ersten Berliner Frauen Nationalökonomie bei Gustav Schmoller und Alfred Weber zu studieren und mit einer Dissertation über die strukturbedingte ungleiche Entlohnung von Männern und Frauen in der Industriearbeit zu promovieren. Dieses sogenannte ›Grenznutzenprinzip‹ war übrigens eine Sonderform dessen, was Karl Marx im ›Kapital‹ unter den Stichworten ›Mehrwert‹, ›industrielle Reservearmee‹ und ›tendenzieller Fall der Profitrate‹ beschrieben hat. Adriane Feustel, die langjährige Leiterin des Alice Salomon-Archivs an der Alice Salomon Hochschule in Berlin, hat in ihrer jüngst erschienenen Biografie ›Das Konzept des Sozialen im Werk Alice Salomons‹ die weitere professionelle und wissenschaftliche Entwicklung dieser großen Frau der Sozialen Arbeit in Deutschland rekonstruiert (Feustel 2011).

»Made in Germany« als Güte-Siegel einer qualifizierten Arbeiterschaft

Andere Reaktionen auf die ›soziale Frage‹ kamen in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von der Reichsregierung unter ihrem Kanzler Otto von Bismarck. »Mit den Pflichtversicherungen gegen Krankheit (1883), industrielle Unfälle (1884) sowie Invalidität und Alter (1889) reagierte das Deutsche Reich unter Bismarck als erstes Land auf die veränderten sozialökonomischen und politischen Folgen von Bevölkerungswachstum, Verstädterung und Industrialisierung. Sein besonderes institutionelles Gepräge erhielt der deutsche Sozialstaat dadurch, daß er nicht auf unmittelbaren Druck der Arbeiterbewegung, sondern vielmehr als Teil einer autoritären Politik der ›deutschen Modernisierung‹ der traditionell-konservativen Eliten des Kaiserreichs zustande kam« (Olk, in: Kreft/Mielenz 2005: 874). Diese ersten Bismarckschen Sozialgesetze waren allerdings nicht, wie Thomas Olk ver-

mutet, das ›Zuckerbrot‹ Bismarcks, das die Wunden verschmerzen lassen sollte, welche die ›Peitsche‹ des ›Sozialistengesetzes‹ von 1878 hinterlassen hatte. Sondern sie waren vorausschauende Maßnahmen, um die Konkurrenzfähigkeit deutschen Lokomotiven- und Dampfmaschinenbaus auf dem hart umkämpften internationalen Markt gegen das damals noch übermächtige Großbritannien herzustellen.

Der Marktvorteil des ›Rheinischen Industriekapitalismus‹ bestand nämlich in seiner beständigen und gut ausgebildeten Facharbeiterschaft, die über Generationen hinweg durch eine Reihe von außertariflichen Vergünstigungen an ihre Stammfirmen gebunden worden war: durch Arbeiterwohnhäuser und Siedlungen, in denen Gemüsegärten und Kaninchenställe in Zeiten eingeschränkten Wirtschaftswachstum das Überleben sicherten, durch betrieblichen Unfallschutz und durch Betriebsrenten. Diese ›Lohnnebenkosten‹ schmälerten die Profitrate der Unternehmer und führten zu Wettbewerbsnachteilen auf dem heimischen Markt. Sie mussten deshalb durch Sozialgesetze verallgemeinert werden, um auch weniger weitsichtige Unternehmen zu zwingen, sich an den Kosten sozialer Vorsorge zu beteiligen. Die englische Konkurrenz hingegen war durch ein rigides *hire and fire-Prinzip* groß geworden, verlor aber bei Absatzschwierigkeiten und schrumpfendem Exportwachstum ihre Stammebelegschaft und musste immer wieder mit neu zu qualifizierenden Arbeitern beginnen. Auf diese Weise wurde der Stempel *made in Germany* den deutschen Lokomotiven und Werkzeugmaschinen aufgezungen. Dieses eigentlich als Diffamierung gemeinte Label ist zu einem Güte-Siegel auf dem Weltmarkt geworden und ist es bis heute geblieben. Noch immer ist die Verweildauer deutscher Industriearbeiterinnen und Industriearbeiter bei ihren Stammfirmen mehr als doppelt so lang wie in anderen vergleichbaren Ländern. Dabei mag auch das ›duale Prinzip‹ der Berufsausbildung in Ausbildungsfirmen und Berufsschulen eine große Rolle gespielt haben, weil es konkrete betriebliche Anforderungen der Ausbildungsfirma mit der Herstellung eines allgemeineren Arbeitsvermögens zu verbinden sucht.

Die sogenannten ›unrentierlichen Kosten des aufgeblähten Sozialstaates‹, gegen die aufgeregte Neoliberale und andere Freimarkt-Anhänger nicht müde wurden Sturm zu laufen, waren also kein Klotz am Bein der Unternehmer, sondern – im Gegenteil – ein Instrument, um mittelfristig den ›Mehrwert menschlicher Arbeitskraft zu sichern und den ›tendenziellen Fall der Profitrate‹ zu dämpfen.

»Nicht schleichende Reform, sondern offener Kampf«

Während die erstarkende Gewerkschaftsbewegung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf grundsätzliche Verbesserung der Arbeitsbedingungen, auf